Das Zigeunerkind

Autor(en): **Scheurer, Robert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 40

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645881

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Frage: „Aber hat er mich denn geliebt?“ Sie konnte heute darauf kein „Nein“ finden. Sie stellte sich ans Fenster und blickte lange in den trüben Abend hinaus, auf die blühenden Bäume, die trauernd dastanden und den Regen und Schnee über sich ergehen ließen, auf die Wiesen, auf denen sich eine weiße Kruste anzusetzen begann, in die Wolken, die ihre dunkeln Mäntel über die junge Erde schleiften. Zwei Gedankenreihen gingen unbewußt in ihr nebeneinander her, um sich endlich zu finden. „Wenn es heute nacht hell wird, muß all die Frühlingspracht erfrieren. Wie die Natur so gegen sich selber wüten kann! So ist es meinem Frühling ergangen, unserem Maien; wir haben uns beide an unserem Glücke unsagbar vergangen. Etwas mehr Wärme und Güte in uns hätte alles verhütet. Er wird drüben so glücklos gelebt haben wie ich hier, ohne rechten Lebenszweck, ohne Befriedigung, fremd unter Gleichgültigen, immer den alten, herben Bissen im Mund, unfähig, an andern Menschen und Schicksalen einen herzlichen Anteil zu nehmen, und auch nirgends Teilnahme findend.“ Verloren, das ganze Leben verloren! Ja, ihr Leben! Inhalt hatte es nur in ihrer kurzen Brautzeit, da sie die Kraft und den Willen besaß, sich um eines andern willen zu vergessen. Seit der Hochzeit war alles nichtig und hohl gewesen.

Eine große Sehnsucht nach Liebe erwachte in ihrem alt gewordenen, faltigen Herzen; die Liebe erschien ihr in dieser Stunde in ganz neuem Gewande, als das einzige, um das es sich zu leben verlohnt. Sie holte die Bibel von ihrem Büchergestell und schlug, am Fenster stehend, den dreizehnten Korintherbrief auf, das hohe Lied auf die Liebe, und las sich die schönsten Worte heraus: „Die Liebe ist langmütig, sie ist gütig; die Liebe beneidet nicht, die Liebe prahlet nicht; sie blähet sich nicht auf. Sie sucht nicht das ihrige; sie läßt sich nicht zum Zorne reizen, sie deutet nichts zum Argen. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles. Die Liebe höret nimmer auf.“

Sie maß sich an diesen Worten und sie die sich auf ihr Christentum so viel zugute getan hatte, fand sich unzulänglich und durch ihre eigenen Waffen überwunden. Ja, sie war nicht langmütig, nicht gütig genug gewesen; sie hatte sich aufgebläht und vielleicht mehr an ihr eigenes Glück als an das des Mannes gedacht; sie hatte sich zum Zorne reizen lassen; sie war klein im Ertragen, klein im Hoffen, klein im Erdulden gewesen. Hätte sie nicht in ihrem Eigensinn die Luft ihres Elternhauses in ihr eigenes Heim hinübernehmen wollen, wäre sie gegen die Ansichten ihres Mannes duldsamer gewesen, vielleicht weilte das Glück noch in ihrem Hause, und sie hätte all die Zeit Sonnenschein ohn' Ende gehabt! Und da kam ihr der entsetzliche Gedanke und ließ sie nicht mehr los: „Wenn du das ganze Unglück auf dem Gewissen hättest, das ganze? Du meintest, dein Mann habe deine Seele verkrüppelt; wenn nun aber du die seine zugrunde gerichtet hättest? Du, die gute Christin? Wenn er drüben deinetwegen elend versank? Wenn du seine Seele zu verantworten hättest? Du hättest alles opfern sollen, um alles zu retten, alles verzeihen, um nicht auch schuldig zu werden!“

Verwirrt ging sie im Zimmer auf und ab, von der Sehnsucht erfüllt: „Könnte ich's wieder gutmachen; könnte ich wieder von vorne anfangen! Warum müssen wir erst alt und unglücklich und schuldig werden, ehe wir das Leben zu schmieden verstehen?“

Auf einmal stand sie vor der Türe still und rief aus ihrer tiefsten Seele heraus: „Komm!“

Brigitte, die den Ruf in der Küche vernommen hatte, kam herbei und fragte, was die Herrin wünsche.

Frau Fröhlicher faßte sich rasch. „Sie müssen noch ausgehen“, sagte sie, „und mir einen Brief zur Post tragen. Die Sache eilt.“

Sie setzte sich an den Schreibtisch und warf schnell einige Zeilen aufs Papier, in denen sie beim Gesandten in Washington anfragte, ob er etwas vom Verbleiben eines gewissen Herrn Edwin Fröhlicher wisse, der im Sommer 1885 nach Amerika ausgewandert sei, sie bitte ihn auf alle Fälle, nach ihm Nachforschungen anzustellen.

Als Brigitte sich mit dem Briefe entfernt hatte, kniete Frau Fröhlicher beim Ofen nieder und sammelte die Asche der Briefe, alles, was von ihrem einstigen Glück übriggeblieben war, in eine Schale. Und darüber weinte sie wie eine arme Büßerin und wiederholte das Wort: „Für den, der die Liebe mißhandelt hat, bleibt nur eines: Tragen bis ans Ende.“ (Ende.)

Das Zigeunerkind.

Von Robert Scheurer.

Wenn des Sommers Glutentage
Sich zur Herbstesmilde senken,
Zieht durch meine alten Sinne
Oft ein wehmutvoll Gedenken:

Drüben, fern am Waldesrande,
Stand einst ein Zigeunerkarren.
Eben hat ein scheckig Rößlein
All den Bettel hergefahren.
Mochten uns're Eltern wettern:
„Hol' der Schwarze diese Horde!“
In uns Kindern weckt' der Rummel
Helle, fröhliche Akkorde.
Hei, wie tollten wir im Bunde
Mit den braunen Ungarrangen
Und probierten heimlichlüstern
Ihre blitzend gelben Spangen!
Sonderlich ein Mägdlein tat mir's
An mit seinen Feuerblicken,
Daß mein heißes Bubenherzchen
Loht' in himmlischem Entzücken.
Doch ach, schon nach kurzen Tagen
Ging's zu End' mit uns'rer Freude
Strenge, böse Polizeier
Raubten uns die Pußtaleute!
Noch sah ich ein ärmlich Tüchlein
Aus der Wagenlucke wehen
Und zwei dunkle Kinderaugen
Tränenschwer nach meinen spähen...

Fünf Jahrzehnte sind vergangen;
Doch noch denk' ich ernst der Stunden,
Da ein arm Zigeunermägdlein
Erstmals Freundeslieb' gefunden.

Wieder woll'n des Sommers Gluten
Sich zur Herbstesmilde senken,
Wieder zieht durch meine Seele
Still ein wehmutvoll Gedenken.